

SIMPLICISSIMUS

Die Weltnot

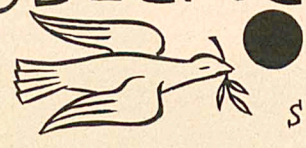
(E. Schilling)

WELTWIRTSCHAFTSKONFERENZ



Wird diese Sachverständige gehört werden?

DIE NÄCHSTE NUMMER ERSCHEINT ALS
 SONNENNUMMER UNTER DEM TITEL
 EUROPA-DRUCKERIE



Manifest eines jungen Mädchens / Von Andreas Zeitler

Es gab einen scharfen, kurzen Ruck, darauf folgte ein weiches Rollen, der Zug fuhr, er verließ den Bahnhof, rumpelte langsam über Brücken, schneller an Hinterhöfen vorbei und schob schließlich mit hellem Klirren durch die locker gestreuten Häuser der Vorstadt, die eines nach dem anderen zurückblieben, bis sich rechts und links von den Gleisen nur noch die Felder dehnten.

Gertrud blickte eine Weile nachdenklich darüber hin, als könnte es sein, daß eine plötzliche Wendung des Zugs doch wieder einen Teil der Stadt sichtbar machte; endlich setzte sie entschlossen den Bleistift auf Papier und schrieb:

Lieber Georg,
 ich bin von Euch fortgegangen. Den Eltern hinterließ ich ein paar beruhigende Worte. Sie sollten sich nicht ängstern. Man denkt ja immer gleich an Selbstmord. Ich werde mich nicht töten, aber, Georg, ich komme nicht wieder.
 Du bist mein Bruder. Wir haben uns nie verstanden, aber ich schreibe trotzdem Dir, nicht den Eltern, wie ich es müßte. Du bist jung, und es fällt mir leichter, mich an Dich zu wenden. Die Rücksicht auf das natürliche Unverständnis der Eltern hat bisher immer meine Versuche mißlingen lassen, ihnen gegenüber so ehrlich zu sein, wie sie es durch ihre große dauernde Sorge um uns Kinder verdienen, und wie es in dieser verrückten Zeit notwendig ist, wo nichts sich so verwickelt, wie man es sich gedacht hat. Beim Lesen dieses Briefes wirst Du das Gute, das darin enthalten ist, nicht übersehen, weil ich Dir keine Hoffnungen zunichte mache. Du wirst fähig sein, ganz ruhig und unbeteiligt den Eltern so weitgehend und umständlich, als es notwendig ist, mein Fortbleiben zu erklären. Ich habe das Gefühl, daß ich jetzt zu ihnen nur noch sein würde. . . bitte, Georg, tue mir den Gefallen!

Vergeßenerwärtige Dir einen Augenblick unser Leben zu Hause. Ich weiß nicht, ob Du es erträgst. Es mag sein, daß Du dieses ewige Kindsein, die grausige Verlängerung eines einmal schönen Zustandes bis zu seiner völligen Entwertung, in der Hoffnung auf eine baldige Änderung geduldig hinnimmst. Du hast das Glück, im Gegensatz zu mir, die noch niemals einen Beruf, ein Einkommen, ein Tolgedessees auch nicht das wahrscheinlich herrliche Gefühl der äußeren Selbständigkeit hatte, ziemlich schnell eine gute Stellung gefunden zu haben. Ich liege seit dem Doktorexamen hoffnungslos auf dem Trocknen. Bis dahin war alles in Ordnung, ich arbeitete, und die Arbeit hatte einen Sinn und ein Ziel. Ich habe auch meine Aufgaben gemacht: Bewerbungen über Bewerbungen geschrieben und erwartet, daß man bedauernd ablehnte. Aber wie vielen geht es nicht auch so? Das ist in meinen Fällen noch lange nicht das Schlimmste. Was willst du? wirst Du mich fragen. Vater verdient doch bei allen Kürzungen Gott sei Dank gerade immer noch so viel, daß es für dich mit reichlich Du kannst dich

noch anständig und nett anziehen, du hast ein hübsches Zimmer, niemand macht dir einen Vorwurf! Ja, Georg, das ist es eben! Diese Liebe, mit der ihr mich umgibt, weil ihr seht, wie hoffnungslos meine Bemühungen um ein eigenes Leben sind! Sicher meint ihr es herzlich gut, aber in Wirklichkeit tut ihr mir einen recht schlechten Dienst.

Georg, glaubst Du ernsthaft, daß ich auf diese Weise jemals eine Stellung oder gar einen Mann bekommen werde? Kurz nach dem Examen, als mir die Augen über den Betrieb draußen erst richtig aufgingen, lebte ich fortgesetzt in einer wunderbaren Spannung zwischen hilflosem Zorn und echter Verzweiflung. Ich war noch was, Georg, mir war die Hoffnung noch nicht verdorben, solange ich mich schützelos glaubte. Jede Zurückweisung erzeugte in mir einen neuen Widerstand. Ach Gott, das war schön. Ich lief in die Cafés und durchblätterte die Zeitungen. Die Anzeigen konnten mich atemlos machen. Diese Atemlosigkeit, Georg, diesen wilden, unsinnigen Trotz habe ich nicht mehr. Ich bin untergegangen, wieder ein Kind geworden, ahnungslos und gleichgültig durch zwei Liebe. Nach und nach kamen mir die abscheulichsten Gedanken, ach, von Jugend war wenig mehr darin, ich hörte täglich die Berühnungen aller Menschen, und langsam setzten sie sich in mir fest. Ich wurde alt. Ich dachte, die Wohnung ist ja da, das Essen hast du, auch die Kleider; der Vater lebt, mal sehen, vielleicht wird es im nächsten Jahr, ich kann's ja aushalten. Hast Du einen Begriff, Georg, was für ein entsetzlicher Zustand das ist? Ich bin doch erst vierundzwanzig Jahre alt, ich hatte mir einmal soviel vorgenommen. Nun

war alle Elastizität zum Teufel gegangen, ich würde berechnen. Kaum schrieb ich mal noch irgendwohin. Es war mir fast gleichgültig. Geschickt nutzte ich zu Hause meine Lage aus. Eingesichtiger, habgieriger als der nichtsnutzige Tagesdieb saß ich unter Euch und suchte heimlich meinen Vorteil. . .

Ich will's nicht noch weiter ausmalen, ich will's merke auch, daß ich zu erregt bin, um gerecht zu bleiben. Hergott, Georg, wenn Du wüßtest, wie ich mich jetzt fühle. Ich habe fast wieder meine Wut, meine Widerstandskraft, meinen Glauben, mir ist wunderbar jung zumute, ich kann's gar nicht sagen, wie glücklich ich bin!

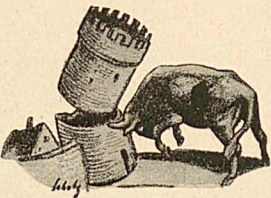
Vor vier Tagen bekam ich von Elli Reiter einen Brief. Ich war mit ihr in München zusammen. Seitdem schreiben wir uns ab und zu. Sie hat geheiratet und erwartet ein Kind. Georg, das gab mir den Stoß, Nicht, daß ich mir so sehr ein Kind wünschte. Ja, auch, ich möchte schon mal eins haben, aber, ich glaube, richtig empfinden könnte ich den Wunsch nach einem Kinde erst durch die Liebe zu einem Mann. Und vorher soll doch noch soviel geschehen. Nicht, daß ich einen ungewohnten Eindruck auf mich machte, war die Veränderung, die in Elli vor sich gegangen sein mußte. Ich kannte eine durchschnittliche, oft ziemlich alberne Studentin. Den Brief schrieb mir eine Frau, ein Mensch, dessen Leben seinen Sinn bekommen hat. Vielleicht kann ich mich nicht ganz deutlich machen, Georg, ich bin sehr unruhig. Es schwebte etwas über ihren Worten, was ich einmal ganz früher, als ich aufhörte, Kind zu sein, zu ahnen begann, eine Sättigung der Seele vielleicht, wenn das nicht zu übertrieben ausgedrückt ist.

Ich merkte, daß ich allein leben muß. Laßt es mich versuchen, ich will Angst haben, abscheuliche, jämmerliche Angst um mein Leben, es soll uns Letzte gehen. Nur so glaube ich glücklich zu werden. Sorgt Euch nicht um mich!

Gertrud stockte und sah wieder hinaus. Schon senkte sich die Bahn in die Ebene hinab. Die Berge hinter den Feldern wichen an den Horizont zurück. Bald näherte sich der Zug der großen Stadt. Natürlich werden sie sich sorgen, dachte sie, aber was kann sie beruhigen? Etwas Bestimmtes über meine Zukunft, irgendeine Angabe, also eine Lüge. Wie im Film, wo die Mädchen, wenn sie es machen wie ich, geradewegs ins Glück hinauftaufen!

Rasch schrieb sie den Brief zu Ende: „Ich weiß nicht, was geschieht, aber ich fühle, daß ich mich auf anständige Art über Wasser halten werde. Das ist mir genug. Lebt wohl! Es dankt Dir
 Deine Schwester Gertrud.“

Und jetzt hinaussehen! Zurückgekehrt, den Blick auf die glitzernde Fläche des Flusses gerichtet, der nun, braun, mächtig zwischen Wäldern, Hügel und Äckern dahinfließ, die Richtung der Bahn bestimmte, fragte sie sich lächelnd: Warum soll es nicht kommen, das? Und wußte sogleich: Es ist schon da. —



Epigramm aus dem
 Dreißigjährigen Krieg

Ein jeder sucht im stillen
 Dem Krieg. Auch guten Willen
 Hat jeder sicherlich;
 Wänscht jeder doch hienieden
 Das Beste: Glück und Frieden. . .
 Nur leider: Vloß für sich!

©Edobald Zepf 1924 (1920-1926)

Der Feldherrnhügel

(Olaf Gulbranson)



„Nur nôt auslassen, Dollfußer!, Frankreich zahlt schon die Sach'!“

Schmeling k. o.

(Olaf Gulbranson)



„Das war Anny Ondras Geschoß!“

Die rätselhafte Furche

(Latein-Amerika-Lateinisches) Von Wolf J. Hartmann

Seltene Dinge gibt es in den Wäldern zwischen Uruguay und Alto Paraná.

Es war in der heißen Zeit im Januar. Eines Morgens brach ich auf, um einem Freund in der Tabakerte zu helfen. Und ritt so durch den Urwald.

Pötzlich ein ängstliches Schnauben! Mein Bayo steht wie ein Klotz.

Ich schüttle den Kopf und begucke mir fassungslos diese merkwürdigen Phänomene. Caramba! Eine Furche! Wie kommt die Furche hierher?

„Unbegreiflich! — Unerklärlich!“ höre ich mich sprechen; etwas heiser klingt es. Dann bin ich schon aus dem Sattel.

Nach allen Regeln der Kunst ist da eine Furche gezogen, messerscharf eingeschnitten, einen Fuß etwa tief, mit aufgeworfenen, umgestülpten Erdreich. Rot und fett, wie der fruchtbare, keimstarke Boden hierzulande ist, glänzen die schweren Schollen. Es ist kein Zweifel erlaubt: nur von einem Pflug kann diese Furche herühren. Ich lache, daß es schallt! Verückt! Total verückt! Wie soll ein Pflug . . . ? Und ein Pflug läuft doch nicht alleine, so mitschneidend durch den dümmrigen Wald! Und ein Pflug bedingt doch ein Pferd! Oder auch einen Ochsen! Oder gar deren zwei! Aber wie soll ein Gespann . . . ? Ich greife mir an den Kopf, die Hitze ist wie ein dampfender Schwaden um mich. Da wandert nun diese Furche quer über meinen Weg, von rechts nach links, oder von links nach rechts, sie kommt aus dem Busch heraus und verschwindet wieder im Busch; der Busch ist dicht und lückenlos, wandartig ragt er auf; ein einziges krauses Flechtwerk aus Blättern, Stielen, Ranken, doch oben von den Kronen gewaltiger Bäume bedacht; der Busch ist nirgends irgendwie beschädigt, nicht im geringsten verletzt, kein Astchen ist abgeknickt, keine Liane zerrissen! Und keine fünf Meter dringt der Blick in die wuchernde Wildnis ein. Zur Rechten nicht, nicht zur Linken. Das Rätsel bleibt ungelöst. Ich müßte mich denn entschließen . . .

Nun! Ich entschliefte mich. Denn ich denke an Felice Rocca, den berühmten Jäger, der mir erst neulich angeraten hat, alles zu untersuchen, was meinen Argwohn oder auch nur meine Neugierde erweckt.

Und krieche der Furche nach. Immer nach rechts, nach rechts wende ich mich durch Gestrüpp und Dornen, zwischen Stämmen und Stauden, Gesching und Dichtung durch. Die Furche ist unverkennbar; man kann sie bequem verfolgen. Schätzungsweise zweihundertachtzig bis dreihundert Meter habe ich im Schwelme meiner Mühe glücklich zurückgelegt, da öffnet sich der Wald, ich trete auf eine Rocó, eine einsame, schweigsame Rodung. Tabak, Mais und Mandioka ist auf ihr angebaut.

Ich rufe laut. Nicht einmal ein Hundeklaffen gibt Antwort. Nirgends ist eine Hütte. Durch das Maisfeld führt die Furche weiter.

Bis zu einer Stelle, wo die Erde zerwühlt ist, als hätten sich hier Wildschweine ein prächtiges Fest gegeben und alles zuoberst gekehrt. Auch liegt da eine Peitsche, eine lange Fahrerpeitsche. Und sonst ist nichts zu sehen. Es ist wahrhaftig bedrückend lautlos und schwül.

Meine Bekleidung nimmt zu. Dann quäkt ein Pfefferfresser. Es zittert und es flimmert vor den Augen. Dann zetern die Warnervögel aus der unbewegten Urwaldkulisse in mein Schnaufen und Keuchen. Langsam und genau so dumm wie vorher wende ich mich zurück. Wieder dreihundert Meter durch diese weglos, schier undurchdringliche Verworfenheit. Das war gerade nötig, soviel Zeit zu vergeuden! Bloß weil dieser Felice Rocca,

dieser ekelhafte Patron . . . In dumpfer Wut handhabte ich das Messer, um rascher vorwärtszukommen. Der Schweiß ritt mir wie Wasser über den ganzen Leib. Zu allem Überfluß gerate ich blindlings in Brennesseln hinein; zündende, schmerzliche Blasen bedecken Hände und Arme.

Endlich bin ich gelangt bei meinem wackeren Bayo! Er glotzt zu mir her wie die leibhaftige Langmut und wackelt mit dem rechten Ohr, und schlägt sich mit dem Schwanz die Moskitos und Bremsen fort. Auch hat er, wie mir scheint, einen hämischen Zug um das Maul. Etwas Verächtliches, Aufreizendes ist darin! Zum Donnerwetter! Ich werde mich doch von diesem böden Wallach nicht verhöhnen lassen! Verdammst nochmal! Ich werde doch die dämliche Furche da . . .

Schritt um Schritt, jedes Geräusch vermeidend, in erwartungsvoller Spannung, als könnte schon im nächsten Augenblick das Geheimnis enthüllt vor meinen Augen stehen, schleiche und pirsche ich mich durch das Unterholz. Nach links, nach links, es muß doch möglich sein . . .

Herrgott! — War das ein Schreck!

Das fährt einem in die Knochen! Wie festgenagelt, den entscherten Revolver in der Faust, spähe ich aus dem Schutz des dunklen Busches in eine kleine

Lichtung, einen Windbruch hinein, bewachsen mit Farnen und Moos. Auf einem halbverfaulten Wurzelstock liegt ein schillernder Ballen, bunt in berückenden Farben: eine riesige Schlange! Die Sonne zaubert funkelnde Reflexe auf ihre prallen Ringe. Ein blauer, tellergroßer Schmetterling gaukelt darüber hin.

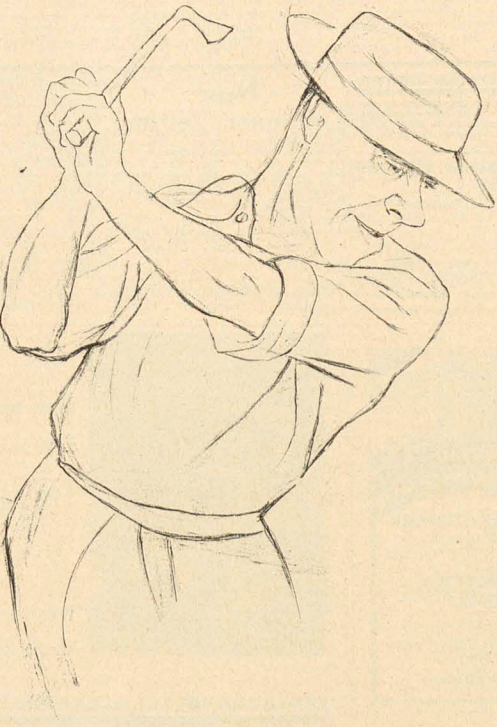
Wieder schreien die Warnervögel gellend aus einem Anhoich. Ein herrlicher, wundervoller Schlangenkopf reckt sich aus dem Bündel, kalte, grausame Augen starren mich bannend an, ein feines Züngeln und Zischen . . .

„Du mußt schießen!“ flüstere ich. „Schieß! Schieß! Sonst bist du verloren!“ Es hebt sich meine Hand! Es kracht! Es wölkt der Rauch! Ein Schlagen, Schiverfen, Sichwälzen! Ein letztes Zucken noch! Die Warnervögel gebärden sich wie besessen. Ein Schwarm Papageien flüchtet kreischend in die unergründliche Tiefe des stumpfsinnig bratenden Waldes.

(Schluß auf Seite 162)

Sport

(R. Großmann)



Der deutsche Golfmeister: John Kerr

Bei der grünen Bettfrau

Von Josef Vierra

(Zeichnung von R. Kriesch)

Piri sitzt am Rand einer Sandkule, weit genug ab von der Landstraße, um nicht von den Autos eingestaubt und von einem Spinatwächter überrascht zu werden. Wenn man sich in dem kleinen Gehölz, in dem die Sandkule liegt, um den Wacholderbusch biegt, sieht man die Kraftwagen vorbeifilzen und die Motorräder, wie aus der Pistole geschossen, mit wahrem Hüllflärm dahinfliegen. Man sieht dies alles gewissermaßen „per Distanz“, und Piri liebt die Distanz, den Abstand; man wird ja als Vagabund sowieso genug belästigt. Der Vagabund ist zwar ein innerlich Einsamer, aber kein Vagabund geht einsam durchs Leben, die Polizei hängt sich wie mit Kletten an ihn. Das kommt: der Vagabund kümmert sich zu wenig um die Behörden, darum kümmern sich die Behörden doppelt und dreifach um ihn.

Der alte Landstraßenritter krümmt aus der Tasche den heute beim Betteln eingeholten Karo. Brot ist das, Brot von verschiedenen Sorten, auf alle Fälle steinhart, frisches Brot geben die Leute ungern. Piri hackt mit dem Messer das Brot in Würfel, gibt es in eine Blechbüchse mit Wasser, ein Stück Speck desgleichen — klingt es nicht wie ein Kochrezept? — und stellt die Geschichte aufs Feuer.

Ein zwinziges Feuerchen ist das, es züngelt noch nicht einmal über den niedrigen Rand der Sandkule. Und wenn nun ein Spinatwächter käme, so würde Piri sagen (mit dem nötigen Respekt, versteht sich): „Herr Gendarm“, würde er sagen, „ein so kleines Feuerchen kann doch nicht verstoßen sein. Mit Verlaub, wo soll unserins seine Suppe kochen? Ich kann das Feuerchen in meiner Büchse forttragen, Herr Gendarm! Sind Sie so gut, Herr Wachmeister, und schauen Sie's darüber hinweg.“ Vielleicht würde es der Landjäger wirklich tun? Hundert gegen eins jedoch ist zu wetten, daß er den alten Piri mit barschen Worten anfällt und ihn zum nächsten Ortsarrest schleppt. Und während Piri mit hungrigem Magen — ungekocht kann er den harten Karo mit den alten Zähnen nicht beißen — neben dem Herrn Landjäger nach Raubersried oder Scheupelinsmühle oder wie das nächste Nest — sonst heißt es — einhert, kann es den alten Piri in den beiden vorbei ein Auto in ungeheuerlichem Tempo über die Landstraße schwimmt und Leben und Gesundheit wandernder Mitbürger gefährdet. Dieser Kraftfahrer, der den rasenden Tod auf so gemeine und leichtfertige Weise herausfordert, wird nicht nach Raubersried oder Scheupelinsmühle verschleppt. Er bekommt höchstens ... wenn er überhaupt etwas bekommt. Eh, der alte Piri weiß Bescheid.

Der Karo weicht auf, man sieht schon, wie die alten Brotstücke mit Brühe sich verbinden. Der Speck duftet. Auch der Wacholderbusch duftet. Es wird kaum zu sagen, welche Fülle von feinem Harz in die Luft schleudert. Piri riecht nur den Speck und die Brotsuppe, und Duzckel, der liebe treue struppige Kerl, teilt schwefelwedelnd die Neigung seines Herrn. Piri zückt ein zusammenklappbares blechernes Besteck. Vorn ist es Löffel, hinten Gabel. Damit schicht er erst die Schwarte aus der Brühe, läßt den Saft auf ein großes Stück Karo tropfen und reicht beides — Bettelbrot und Speckschwarte — dem gierig schnappenden Hund. Dann erst löffelt und sticht Piri abwechselnd Brühe, Brot und Speckwürfel aus dem Pott und überhört schmatzend, wie von der Landstraße her sich Schritte nähern. Erst das Knurren des Hundes macht ihn aufmerksam, und aufschauend sieht er einen Menschen zwischen den Baumstämmen herankommen. Ein Spinatwächter ist es nicht. Piri erkennt es sogleich, — es ist eine Dipplschickse.

„Servus!“ sagt das Wanderweib. Sagt es mit einer aufgerauten, faßt schon zerriebenen Stimme. Piri ist der unerwartete Zuwachs an seiner Sandkule in der Seele zuwider. Er hat Gesellschaft genug an seinem Hund. Die Schickse sticht zudem mit ihren grünen Augen nach seinem Topf. Piri antwortet darauf nicht, sondern löffelt um so eifriger darauf.

„Achzen“ läßt sich das Weib am Rand der Sandkule nieder. Man sieht, es ist ausgepumpt, nicht



Alte Schule

„Also, liebes Kind, dieser Berg hat eine Höhe von 1870 Meter. Wie hoch müßte er sein, damit die Zahl durch 7 teilbar ist?“

ein klägliches Rest von Kraft ist mehr vorhanden. Duzckel fährt der Schickse nicht einmal an die Beine, obwohl es der Alte in seinem Verdruß nicht anders sahe. Aber der Hund hat Mitgefühl, richtiges Mitgefühl hat der Hund.

Dann tut die Dirne den Mund auf und in den nächsten Minuten nicht mehr zu. Eine wahre Sturmflut von Worten purzelt aus ihr heraus. Piri kennt das, Menschen ohne Gesellschaft bekommen leicht den Redehover; aber nie ist es beim Mann so schlimm wie beim Weib. Piri erfährt nebst allerlei Unsinn und Geschwafel die Menschheit, den Standort des nächsten Landjägers und den des Wachrichters von Kleinbiebelbach, was nicht unwichtig ist. Auch ihren Namen nennt sie, nebst anderen Vertraulichkeiten, die anzuhören Piri unangenehm sind. Es tut nicht gut, viel zu wissen von seinem Nebenmenschen, man kommt nur in Ungelegenheiten damit.

Der Schickse den Mund zu stopfen, scheint Piri das wichtigste. Seufzend trennt er sich von seinem Topf, reicht ihn hin, obwohl er noch viel wohl-schmeckende Brühe und aufgewicktes Brot enthält. Und so schön warm ist der Topf, man kann sich die alten Hände daran wärmen. Das füllt auch die Schickse, sie streift den Rock zurück, klemmt den Topf zwischen die nackten Knie, macht Anstalten, gierig den Inhalt zu schlürfen und verfällt im nächsten Augenblick argeut in ihr altes Geschwätz. Weiß der Teufel, was mit der Schickse los ist!

Der Mann, so lautet ihre Flunkerei, die sie den Leuten beim Betteln erzählt, ist auf den Tod krank. Ein kreuzbarer Mann, es ist ein Jammer um ihn. Vier Kinder hungern zu Hause. Ein Kind ist lungenkrank, vom Vater angesteckt. Die andern werden bald folgen, sie husten schon so verdrücklich. Das Loch, in dem sie alle wohnen, ist vom Hauswirt gekündigt, weil sie seit Monaten mit der Miete rückständig sind. Das Jüngste braucht Milch, um zu leben, aber wo hernehmen? Die Ziege im Brettvereschlag ist von der Steuer gepfändet. — In dieser Tonart jammert die Schickse, wenn sie betteln geht. Dem Piri erzählt sie die Wahrheit. Die Wahrheit aber ist so: —

Fünf Jahre war sie in einer Herrschaft; dann ließ sie sich verloben und nahm einen Bräutigam und bekam ein Kind. Der Talmikavaler verdorfute, vermutlich war er ein verheirateter Mann; das Vormundschaftsgericht konnte ihn nicht ausfindig machen. Das Wohlfahtsamt erwies sich wenig nabel, die Unterstützung reichte nicht zum Leben

und nicht zum Sterben. Arbeit bekam sie nicht, später verzichtete sie darauf. Wiederholt mußte sie die Koatfrau wechseln für das Kind, weil sie keine Pinke zum Zählen hatte.

Schließlich ging sie Klinkenputzen in der Stadt, wie man unter Zünftigen den Hausbettel nennt. Mehrere Male ging sie verschütt bei dieser Beschäftigung und bekam Gefängnis. Sie ließ sich aber nicht dum machen, und als ihr der Boden gar zu heiß wurde, wechselte sie ganz einfach aufs Land. Hier ist der Spielraum größer. Wenn man ehbar tut vor den Bauersfrauen, kriegt man immer noch genug herein. Freilich, hart ist das Betteln auf dem Land. Aber das Wandern. Die Schickse ist vom Wandertoulet besessen. Sie kann nicht mehr anders, sie muß wandern. Gierig blicken ihre Augen ins Leere. Vielleicht nicht ins Leere, ins Weite blicken sie diese Wanderunrast wird sie im Leben nicht mehr los.

Der Wacholderbusch duftet, von den Büumen rieselt Ozon herab. Das Gras sprüht Leben, es ist, als ob man sich in Federn kuschelte, und es ist doch nur Gras. Der Sand in der Kule duftet erdhaften Brodem aus. Die Beine der Dirne stemmen sich gegen den Sand. Die Suppe im Topf zwischen den Knien wird kalt. Rote Flecke wachsen in dem Gesicht der armen Frau. Die Augen schwimmen trocken in böser Glut. Die Stimme zittert hysterisch.

Aufgebracht stochert Piri mit dem Wanderstecken im Sand und verflucht den treulosen Talmikavaler. Hätte sie der Schuft nicht sitzen lassen, wäre die Schickse nicht hier und redete ihm den Kopf voll. „Ich bin schon ein Schlammasselvogel“, klagt die Dirne plötzlich eine Oktave tiefer. Das Kind ... Was mach' ich nur mit dem Kind?“

So weit kommt die Dirne mit ihrem Geleier. Dann greift sie ganz plötzlich auf eine gewisse komische Weise in die Luft; sinkt hinten über, der Blochnapf zwischen den lockeren Knien kullert in den Sand, die Brühe löst das Feuerchen aus. Piri schreit die Dirne an, die Dirne ist stumm. „Du wirst doch nicht ...?“ schreit Piri. Dann hält er erschrocken inne, stiert der stummen Frau traurig in das Gesicht. Ist sie tot? Piri weiß es nicht.

Es dunkelt bereits, der erste Stern blitzt auf. Der Wald rauscht, eben fängt er an zu rauschen. Duzckel kann ein kummervolles Wimmern nicht unterdrücken. Duzckel jault. Aber das ist keine Antwort auf Piri's Frage.



Mondampel überm Gartenfest

Von Georg Schwarz

Mußt, Laternen, lachende Gesichter,
Und tangend wiegt sich alles auf den Beinen.
Der schwarze Parfée spiegelt goldne Lichter,
Der Mond will auch zum Abendfest erscheinen.

Ein leuchtender Ballon, orangefarben,
Erhebt er sich aus schattigen Räumen,
Die Lampen, die sich hier das Recht erwarben,
Verschwimmen blaß, um ihm den Platz zu räumen.

Der Mond, er könnte zaubern und betören
Mit seinem Gold! Doch fies! Er steigt gelassen,
Er will das bunte Campenfest nicht stören
Und auch die kleineren Lichter leuchten lassen.

Sanft schwebt er hin an Wipfeln hoher Buchen,
Küßt freundlich aus der Ferne, feil und bläßer.
Die roten Bootslaternen aber luchen
Sein Spiegelbild noch lang im Nachtgewässer.

Wochenende am Stammtisch

Eine stille Rückkehr zur Natur / Von Ernst Hoferichter

Die Welt riecht nach Samstagnachmittag . . .
Durch die Abreißkalender schimmert es rötlich. Und der Sonntag wartet auf Geburt. Im Wirtschafts stehen die Flügelüren offen. Die Speisekarten schlagen sich im Luftzug von selbst auf. Rosa Nummer sieben steckt sich eine Nelke an den Balkon, und der Geruch abgebräunter Kalbsaxen kämpft gegen den Duft der Blume um die Vorherrschaft. Wenn sie fünf Halbe serviert, verirrt sich der Sösel in das angepreßte Bockglas, und die Nelke blüht auf, als hätte sie zwanzig Prozent Trinkgeld bekommen.

Am Stammtisch „Zum Eiskasten“ ist gleichfalls die Natur eingezogen. Von der Wand tropft an den aufengelassen Ansichtskarten zentnerweise das Abendrot ab. Bergspitzen stechen aus dem Rauch von neun Virginias. Die herzlichen Ausflugsgrüße ergehen zusammengezählt — eine Gefühlsinfektion. Und um den Tisch blühen Vollblütige Krautspuren aus, auf den papieren Bierfilzen wachsen die Striche wie Schnittlauch, und aus den Bauchwesten schließen die neuen Hosenträger mit „Extrqualität“ nach oben.

Aus dem Eiskasten hört man das Wasser tropfen, und dazwischen fallen vom Stammtisch die Worte wie abgefesene Hundsknochen zu Boden. „ . . . Jetzt treiben sie's schon a bissel arg mit dem Wiegend . . .“

„Aber eine gewisse Berechtigung hat halt die Natur da . . .“
„So . . . ? Nacha flack dich halt mit an Dutzend Limonadenflaschin in an Kohlrabigarten, bis die Veigel in an dö Schlächterschen wachsen . . .“

„Peter, sag' ma nix gega den sogenannten Busen der Natur . . . Da verstehst du nix . . . Da bist du a direkter Laie . . .“
„Und du nacha . . . ? Du hochst di jeden Samstagabend mit der ganzen Familie ins Wasschau und waschst dir im Auskockwäschi an Hals . . .“ Und die Anna muß dazu auf der Zithern spulin . . . Is dörs vielleicht aa a Wiegend . . . ?“

„Peter, jetzt werst persönli . . .!“
„Gar nix werd' i, aber is dörs Natur, wenn's nach Hühneraugenplaster ruckt und die Frau dir an Buckel einsoaft tuat . . . ?“

„Rueh, meine Herren . . . ! Die fragliche Natur erlebt doch jeder quasi auf seine ganz persönliche Note, net wahr . . .“

„Und a gewisse Natur hat jeder von uns, dörs sag' i . . .“ Und dö lass' i mir von dir net nehma, wo schon der Dichta so schön sagt: Mensch und Viech zwei, drei . . . freuen sich zwei, drei . . .!“

„Da ziaht's schon wieder . . .“ Rosa, mach' d' Tür zua . . .“

„Daß net z'vui Wiegend oini kummt ins Lokal . . .“ Sonst mußst d' wieder an Schwitztee trinka und a Wocha ins Bett flacka, daß di d' Matratzenfedern stempeln wie a Schweiners auf der Trichinenschau . . .!“

„Red' net . . . ! Was woßst denn du vom Leb'n . . . ! I bin in Schlösser auf ge'wachsen, wo mir direkt neben Thron a Hausmoasterei g'habt hab'n . . .“ An mir is zwanzig Jahr lang blaues Blut vorbeig'flossen . . . In Strömen hat da Hochadel uns eingerahmt . . . Von so an Wiegend hast du koa Ahnung, du alte Bauernsau . . .“

„Meine Herr'n, was schreit's denn so . . . ?“

Da mach' ma halt dö nächste Woch' alle miteinander a Orgie in da Natur . . . !
„Dö nächst' Woch' ? Da muß' i an Abtritt weiblen, weil er gar nimmer wohlich ausschaut.“

„Da kann' i a net . . . Da ziaht beim Schwarzfischer a neier Wirt auf . . .“
„Und warum pressiert's denn so . . . ? Auf oamal in d' Natur einrumplien is gar net g'sund . . .“ Dös Wiegend muß aa g'ernt sei

„Freili, dörs is grad a so, als obst a Sau auf oamal über Nacht in a Himmbietz eini legst, dörs wo nur die Filmstare vertragen können . . .“

„Tropfenweise . . . ! Dö Natur is wie a Medizin, da kannst net glei sechs Maß saufa . . .“

„Nacha spui ma aweil oan auf tausend . . . Rosa, d' Karten . . .“

„Grasen is Trumpf . . .“ Raus mit 'm Gläser . . .“

Und Laub liegt als grüne Weide zwischen stillen Weiheren von verschüttetem Bier auf der Stammtischplatte. Multipliziert man dieses Laub, so entsteht ein Wald, der zu weit ab liegt, — um hier je Trumpf zu werden. Im Rücken der Spieler lächeln Alpengesen wie Biermädel, wenn sie ge'küzelt werden. Wasserfälle springen von der Wand, Dörfer brüten sonntäglich . . .

Und durch die Ansichtskarten, die mit Reinalgen an die Wand gekreuzigt sind, geht das Sehen . . . Wochenende . . . Bis eine Faust auf den Tisch saust —

Die Natur auf den Ansichtskarten zuckt wie von einem Blitzschlag zusammen. Eine Ansicht sieht sich nach der anderen um — über sie eine kosmische Katastrophe eingebrochen sei. Teilichtansen schwitzen, und kolorierte Panoramas verlieren ihre Weitsicht . . .

Zu ihren Füßen hat ein Stammgast unerwartet — vierzig in Eichel angegast . . . Berührt zieht sich die Natur am Wochenende wieder auf das für Ansichtskarten zugelasene Format zurück —

Nach dem Sengewitter

Regenblafen, Regenblafen
Treiben auf dem Bach hinab,
Langsam bis nach Engenargen,
Wo ich eine Baje hab' . . .

Nein, ich habe keine Baje
Mehr in dieser argen Welt,
Sie jogt fort von Engenargen,
Und sie jogt mit sich ihr Geld.

Auch mein Schatz ist mitgegangen,
Der mein Herz in Stücke brach,
Meine allerhöchsten Briefe
Kädelnd warf den Fischen nach.

In der Schweiz ist sie geflohen,
Und ich bin ein armer Mann,
Und ich flicke in die Wajen,
Weil ich es nicht fassen kann.

Walter Schöberl

Der Musikant

(Wilhelm Scholz)

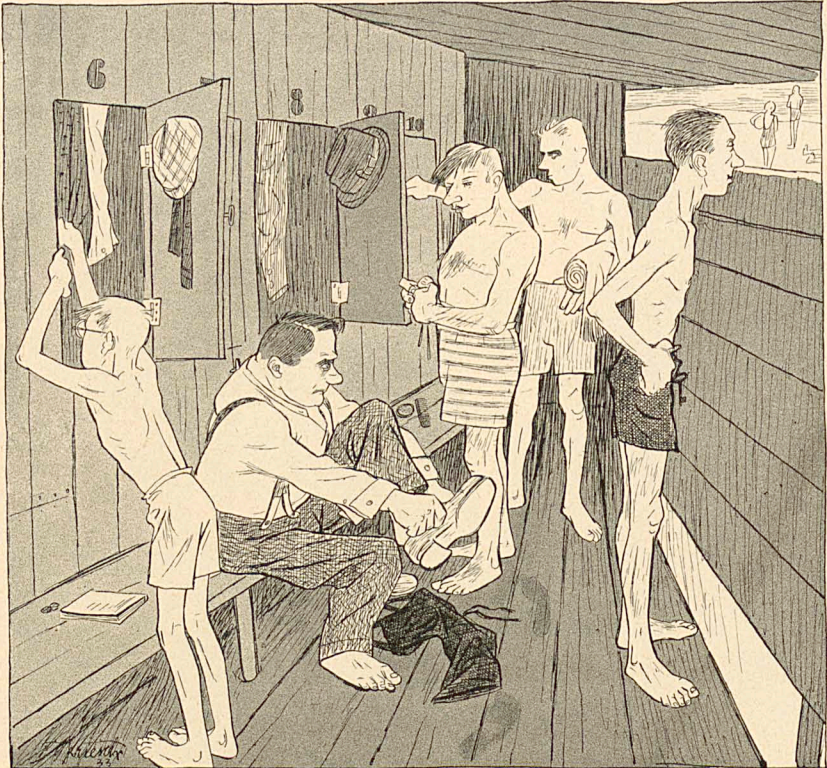


Mädel, schmeiß nicht mit Pantinen,
Wenn ich draußen auf der Gaß
Nüch mit meiner Violinen
Einmal wieder hören laß.

Denke nicht, daß meine Liebe
Sei nicht ganz nach deinem Sinn,
Daß ich dir nicht freu verbleibe,
Zieh ich durch das Land dahin.

Ja, da draußen in der Ferne
Gibt's viel Mädchen groß und klein,
Und die Violin will gerne
Allen wohlgefällig sein.

Wilhelm Scholz



„s Baden is halt a umständlicher Sport — zum Kegelschein braucht ma si net erst auszieh'n!“

Intermezzo

Willst du deinem Garten Gutes spenden,
gib ihm dann und wann, was fördernd wirkt,
namentlich von jenen Restbeständen,
die man sonst geheimnisvoll verbirgt.

Etwas peinlich riecht zwar diese Quelle.
Doch ich bin der Vorurteile bar.
Und so griff ich heute nach der Kelle,
die zu dem Behuf vorhanden war.

Drum so rief ich: „Gleiten Ihre Beine
wieder hoch hin über Raum und Zeit? . . .
Denn man zu! Und lassen Sie mir meine
Art der schöpferischen Tätigkeit!“

Ein Kollega von der lyrischen Sorte
kam mir unvermutet auf die Spur,
als ich eben, ohne viele Worte,
sozusagen in die Grube fuhr.

Stauen erst, dann völlige Umnachtung
zog durch seine Physiognomie,
und ich sah, ich sank in seiner Achtung,
wenn er dem auch keine Worte lieh.

Lieber Simplicissimus!

Zur letzten öffentlichen Hinrichtung eines
Mörders, die auf dem Marktplatz eines
kleinen Schweizer Städtchens an einem
frühen Sommermorgen stattfinden sollte,
kam viel Volk aus den Tälern und herunter
von den Bergen.

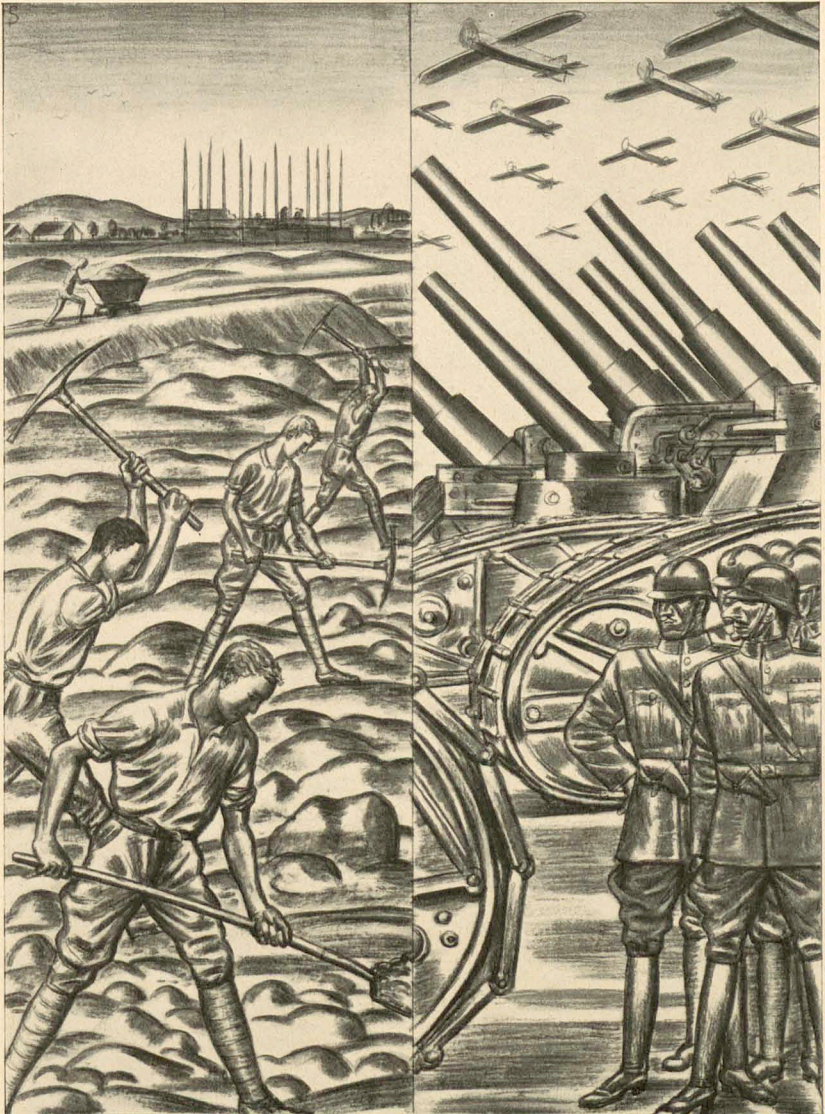
Alles strömte schon am Abend vor dem
ereignisreichen Tage dem Städtchen zu.
Da nicht genügend Unterkunft vorhanden
war, lagerten viele auf dem Marktplatz
und verbrachten hier die Nacht mit
Trinken, fröhlichen Liedern und Musizieren,
und noch als die Sonne aufging und die
erste Stunde nahte, hörte man helle
Jodler weithin schallen.

Der Amtmann, der dieses fröhliche und
laute Getriebe dem Ernst der Stunde nicht
angemessen fand, gab Weisung, dem Volke
Ruhe zu gebieten — und alsbald erschien
auf der Richtstätte der Scharfrichter und
brüllte in die aufhorchende Menge: „Wenn
er jetzt net still sid, wird heut überhaupts
net köpft . . .“ — und es ward stille!

Ratatóskr

Frankreich ist gegen die deutsche Arbeitsdienstpflicht

(E. Schilling)



denn sie bedroht

— Frankreich

Sans-souci

(E. Thöny)



„Die Weltwirtschaftskrise berührt uns nicht, unsere Kriegsindustrie floriert.“